

MUSIK

# Götterfunke auf dem Hof

Der Dokumentarfilm „Kinshasa Symphony“ erzählt vom einzigen Sinfonieorchester Zentralafrikas und davon, wie Beethoven und Händel das Elend erträglicher machen.

Mehrzweckhalle nebenan, außer sonntags, dann ist Gottesdienst. Am Ende wird eine Aufführung unter freiem Himmel stehen, der Armand Diangienda, der Dirigent, mit Sorgen entgegenseht. Es kann sein, dass ihm nicht gefällt, was da erklingt. Es kann sein, dass es dem Publikum nicht gefällt.

In seinem früheren Leben war der Berliner Regisseur Wischmann, 43, klassischer Pianist. Vielleicht hat ihn auch des-



Musiker des Orchestre Symphonique Kimbanguiste: Eine Musik, die im Kongo weder Tradition hat noch Prestige

Der Sound des Elends ist sanft. Die Stimmen spielender Kinder, Gespräche von Frauen unter sich, von Männern, die auch etwas sagen, im Halbdunkel der Wohnung von Nathalie Bahati in der Avenue Yassa. Geräusche von Wringen und Klopfen, das Pochen nackter Füße auf festgetretenem Schlamm, das Kratzen eines Löffels auf Blech. Bahatis Sohn Dan spielt mit Spielzeugautos und brummt dazu. Eine Freundin summt Bahatis Tochter in den Schlaf, der Säugling heißt Belmeande. Bahati hat den Namen in einem Heiligenkalender gefunden, ihr gefiel sein Klang.

Sie ist 34 Jahre alt und Flötistin, eine von mehr als 200 Musikern, die den Sound Kinshasas um eine Variante bereichern: Im Land des polyphonen Grooves aus Afrobeat und Pop, aus Rumba und Reggae spielt das Orchestre Symphonique Kimbanguiste europäische Klassik, ungebeten, ungefragt, aber unermüdetlich.

Über die letzte große Aufführung und wie es dazu kam, gibt es jetzt einen deutschen Film. Er heißt „Kinshasa Symphony“ und kommt am 23. September in die Kinos. Der Film von Claus Wischmann und Martin Baer kreist um das Rätsel, was Menschen wie Bahati dazu bringt, in einer der ärmsten Metropolen der Welt auf langen, chaotischen Wegen nach einem harten Arbeitstag auf einem brutheißen Hof zu sitzen und über Stunden Händel und Orff zu üben. Eine Art von

Musik, die im Kongo weder Tradition hat noch Prestige, etwas so Fernes wie Eisstockschießen und Golf. Der Film wird ihr und den anderen Musikern am nächsten Tag hier zum ersten Mal gezeigt.

Auf der Hauptstraße rasseln die Dieselmotoren der Busse, verbeult und rostig, mit Öffnungen, wo einmal Türen waren. Die ambulanten Waffelbäcker, die Frauen, die in Körben Baguettes auf dem Kopf transportieren, die Männer, die 30 Eierkartons balancieren und beide Hände zum Geldwechseln frei haben, rufen ihre Angebote aus. Jeder hat seinen Sound: Der Mann mit dem Kanister Benzin klatscht in seinem Rhythmus, die Handwerker lassen in Pappkartons Kieselsteinchen gegeneinanderrasseln, der Schuhputzer klopft mit dem Bürstenrücken auf seine Fußablage. Eine große Schule des Hörens in einer Welt fast ohne optische Reklame; wer hier etwas verkaufen will, setzt sich akustisch durch.

Um die Ecke, hinter einem mannhohen leuchtend grünen Plastikverschluss ertönt europäische Kakophonie. Ein kleiner Chor singt unermüdetlich die schwierigen Worte „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium“ im strengen, treibenden Rhythmus Beethovens, während vier Violinisten eine Passage Mozart tranchieren: nach fünf Takten Wiederholung und dann noch einmal von vorn. Hier wird an jedem Nachmittag, den Gott werden lässt, geprobt, bei Regen in der

halb die Idee der RBB-Redakteurin Petra Schmitz sofort überzeugt, die Arbeit des einzigen Sinfonieorchesters Zentralafrikas zu dokumentieren.

Schmitz hatte 2006 von einem Bundeswehrosoldaten erfahren, dass man zum Friedenseinsatz in Kinshasa Instrumente mitnehmen wolle: Das dortige Laienorchester sei von den Plünderungen bei den letzten Unruhen stark mitgenommen, man spiele mit Flöten aus PVC-Röhren, in die man Löcher bohre. Wischmann und Kameramann Baer, 47, flogen nach Kinshasa und verfielen den Sounds der Stadt und des Orchesters, der Tapferkeit seiner Musiker und der grotesken Poesie des Unternehmens. „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir“ – der 42. Psalm in der Vertonung von Felix Mendelssohn Bartholdy, betörend geschmettert von der Choristin Mireille Kinkina in einer Mehrzweckhalle aus Beton, wie ist diesem Schrei zu widerstehen? Und wie dem Bild eines Cellisten, der sein Instrument barfüßig über Pfützen und Starkstromkabel im Schlamm balanciert? Wie dem spiegelnden Glanz einer Tuba zwischen schwelenden Abfallhaufen, wie der Zeile „Alle Menschen werden Brüder“, mit Kreide auf eine Schultafel im Slum gemalt?

All diese Szenen finden sich in dem Film „Kinshasa Symphony“, der auf jede Art Volkshochschule verzichtet und sich

auf die Impression von Bildern, Musik und Lebensgeschichten verlässt.

Die Geschichte des Orchesters wird in „Kinshasa Symphony“ nur in Andeutungen erzählt. Dirigent Diangienda, 46, begann vor gut 16 Jahren mit vier Violinen, einem Kontrabass und zehn Laien aus der christlichen Kimbanguisten-Gemeinde. Chor und Orchester haben zur 50-Jahr-Feier der Demokratischen Republik Kongo Beethovens Ode „An die Freude“

ten Künstler der Welt und Pavarotti sein Vorbild. Sein Traum ist das große Solo.

Wamba ist androgyn schön, von tänzerischer Beweglichkeit und mit einer Begehung zum Enthusiasmus gesegnet: Für Wamba ist, wie für die meisten, die klassische Musik auch die Erfahrung von Religion. Ein spirituelles Erlebnis von der Überzeugungskraft, die mönchische Chöre im europäischen Mittelalter entfalteten, als Gott und die Schönheit noch eine Ein-

putschversuche, diverse Krisen und einen Krieg überstand.

Diangiendas Großvater Simon Kimbangu, Märtyrer im Kampf gegen die belgische Kolonialmacht, starb nach 30 Jahren Haft in seinen Ketten, seine Bibelauslegung und Prophezeiungen bilden das spirituelle Rückgrat der Kimbanguisten, einer machtvollen christlichen Kirche, die allein im Kongo mehr als fünf Millionen Anhänger hat. Diangienda selbst war Pilot,



**Dirigent Diangienda, Orchestermusiker:** *Der Traum vom großen Solo*

und Orffs „Carmina Burana“ aufgeführt, am Ende von etwa 3000 Zuschauern jubelt. Der Film konzentriert sich auf den Alltag und die Träume Einzelner, er folgt dem Weg der Gruppe hin zum großen Tag der Jubiläumsaufführung. „Kinshasa Symphony“ spart die Misere nicht aus: Wo man gerissene Geigensaiten durch Fahrradbremszüge ersetzt und eine Glocke aus Altmetall baut, kann der Sound dem der Berliner Philharmoniker nicht wirklich ähnlich sein.

Nun sitzen 400 Männer, Frauen und Kinder im Saal des Hotel Venus in Kinshasa vor einer schnell zusammengezimmerten Leinwand und warten auf den europäischen Blick. Sie werden endlich den Film sehen, in dem sie die Hauptrollen spielen. Regisseur Wischmann und sein Kameramann Baer stehen am Rand. Zwei Jahre hatten sie die Macht über Bild, Ton und Schnitt; jetzt liefern sie sich aus – dem afrikanischen Blick.

Das Dunkel ist von Glucksen und Lachen erfüllt, als fünf Minuten vergangen sind. Die Szene, in der die Flötistin Bahati eine Wohnung besichtigt und der Makler ein Loch aus Beton als „Salon“ bezeichnet, löst Lachsalven aus. Ernst wird es, als die Musiker im Film eine Antwort auf die Frage versuchen, warum sie tun, was sie tun. „Wenn ich singe, dann bin ich weit fort“, sagt die Choristin Mireille Kinkina im Film, „in einer anderen Welt.“ Der Tenor Trésor Wamba nennt Michael Jackson den größ-

heit waren. Allein die Erfahrung des Fortschritts, die tägliches Üben mit sich bringt, ist auch eine der Selbstachtung und der Macht: In einer Umgebung von Willkür und Korruption ist die Kontrolle über einen Triolenlauf ein kleiner Triumph.

Das Loch aus Beton, dessen Besichtigung so erheiterte, bezog Bahati schließlich nicht. Sie lebt jetzt in einem anderen. Im Sommer 2010 ist die Avenue Yassa ihre vierte Adresse binnen zwei Jahren. Während der ersten Dreharbeiten musste sie kündigen, weil der Vermieter nach dem Besuch der Weißen mit der Kamera die Miete um 20 Dollar erhöhte, denn sie habe ja „reiche Freunde“. Sie kam bei entfernten Verwandten unter, bis sie die nächste Bleibe hatte und wieder verlor, weil bei dem nächsten Dreh die Weißen sie wieder besuchten: Als am Tag darauf bei Nachbarn eingebrochen wurde, gab man ihr die Schuld. Die Diebe hätten sich wohl in der Adresse geirrt.

Bahati lebt von Hochzeitsdekorationen – kleinen Gebinden aus Plastikblumen, Tischschmuck für das Festmahl des Lebens. Eine Glühbirne hängt unter dem Wellblechdach, Wasser und die Latrinen gibt es am Ende der Straße. Die Stromversorgung ist vom Zufall abhängig.

Das Anwesen des Dirigenten ist in einem kühlen Grün gehalten, der Farbe seiner Religion. Hier wird die Unwahrscheinlichkeit ins Werk gesetzt: das Symphonieorchester der Kimbanguisten, das zwei

bis die Berufung ihn packte: Ein Flugzeug, das er hätte steuern sollen, stürzte ab, fortan verschrieb er sich Religion und Musik. Er führt seine Gemeinde, inzwischen eine Abspaltung der Kimbanguisten, komponiert und betreibt sein eigenes Tonstudio. Verheiratet mit einer Botschaftertochter, mehrsprachig und weitgereist, ist er ein Mitglied der Oberschicht, das inmitten der Armut residiert.

Am Tag nach dem Public Viewing des Films üben die Musiker in Diangiendas Hof, wie üblich zwischen temperamentvollen Hühnern. Der Instrumentenbauer Albert Matubanza, Autodidakt wie alle, prüft mit sachlichen Händen und mitfühlendem Blick einen von Holzkäfern angefressenen Kontrabass. Der Elektriker Joseph Lutete balanciert oben am Strommast und knipst an den Leitungen herum, bevor die Probe beginnt und er zur Bratsche greift. Heute steht kongolesische Volksmusik auf dem Programm, von Diangienda arrangiert, ein Sound wie Gershwin in Afrika. Doch man beginnt mit Händel. Der Hof Diangiendas ist ein irdischer und ein jenseitiger Ort. Hier walten Ordnung und Disziplin. Hier findet die Mühsal statt, von der Simon Kimbangu Lehre sagt, dass sie zur Erlösung führt: zu jenem Zustand, in dem der Afrikaner ein Mensch ist, wertvoll wie ein Europäer. In dem aller Jammer ein Ende hat und die Verheißung sich schließlich erfüllt.

ELKE SCHMITTER